

Abend-



Zeitung

Acht und zwanzigster Jahrgang.

15.

Sonnabend, am 3. Februar 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Im Winter.

Bei mattem Lampenschimmer
Stand ich am Fenster
Im stillen Zimmer;

Es jagten sich am Himmel
Wolkengespenster
Im Kampfgetümmel

Und durch die öden Straßen
Hört' ich des Sturmes
Entseßlich Rasen;

Der Glocke dumpfes Dröhnen
Hört' ich, des Thurmes
Verhallend Stöhnen.

Des Winters weiße Locken
Schmückten die Erde
In schnee'gen Flocken;

Mit eisgem Hauch', dem harten,
Drängt' er zum Herde
Die Frosterstarren. —

Da säumt des Bliges Leuchten
Wolken mit Feuer,
Die sturmgeschwehten:

Im Schneegeflöber lüften
Donner den Schleier
Aus Winterbüften.

In eisgem Wachsen treiben
Beilchen und Rosen
Die Fensterscheiben,

Und Schmetterlinge neigen
Flatternd sich, kosen
Auf schwanken Zweigen. —

Euch grüß' ich, grollend Wetter,
Eisige Keime
Und Blüth' und Blätter!

Bei Winterfrost und Beben
Grüß' ich euch, Träume
Vom Frühlingsleben!

Karl Lampert.

Die Kleinstädter in Berlin.

Eine Skizze von einem Kleinstädter.

(Fortsetzung.)

Wie anders ist dies in einer großen Stadt, z. B. in Berlin. Hier anerkennt die Masse keine privilegierte Existenz, keine höhere Kategorie, keine sublimirte Gesellschaft. Sei du König oder Gendarme, Geheimrath oder Literat, Bischof oder Schacherjude, Hengstenberg oder B. Bauer, es verhöhnt, verspottet, verlacht und verfolgt dich, wo du dich breit machen, wo du eine Demarcationslinie ziehen, wo du dich ausschließlich bewegen willst. Die Masse will nur sich und außer ihr nichts. Das Uebrige kann sie nur zerstören, negiren. Sie verschlingt die schreiendsten Widersprüche, die brüllenden Formeln der christlichen Cultur bringt sie alle zum Schweigen und löst sie in ihr Nichts auf. Diese Masse ist der Ocean, aus dessen Wogen die neue Welt emporsteigt. — —

Diese und ähnliche Gedanken bewegten unsern Freund Andreas, und er beschloß, von Felix aufgemuntert, während der Hundstage die letzten Vorurtheile in Berlin abzustreifen und sein theoretisches Bewußtsein von unklaren Vorstellungen zu befreien. Andreas gehörte zu jener ehrenwerthen Classe, die das freie Princip in sich aufgenommen hat und den Reinigungsproceß beschleunigen will. Zu dem Ende hatte er sich mit mehreren Gleichgesinnten vereinigt, die mehr oder minder den alten Weltzustand und somit ihr früheres Wesen durch die neueste Philosophie begriffen und erklärt hatten, zur Zeit aber noch für ihr Bedürfniß bedacht waren. Andreas hatte vor allen Uebrigen den Vorzug einer größern Consequenz voraus, war jedoch ebenso wenig wie alle Uebrigen im Stande, sich von allerlei kleinstädtischen Vorurtheilen und beschränkten provinziellen Vorstellungen zu befreien, die ihn nach jedem geistigen Befreiungsacte zu erwürgen droheten. Ueberdies war Andreas Beamter. — Felix hingegen war weniger consequent, aber biegsamer und elastischer, als Andreas; auch war er, obgleich in einer kleinen Stadt erzogen, eigentlich Großstädter. Was er von menschlicher Bildung besaß, verdankte er Berlin. Felix war durch kein

Amt gebunden und deshalb weniger theoretisch, als Andreas, der als ehemaliger Burschenschaftler und späterer Hegel'scher Logiker sich noch viel Kopfbrechens wegen gewisser idealischer Vorstellungen machte.

Unterdessen wir hier plaudern, sind unsere beiden Freunde schon durch die sandigen Blachfelder zwischen Elbe und Spree auf sturmesfüßigen Wagen gerollt, und wir finden sie, wie sie eben dem Menschenknäuel auf dem Bahnhofe in einer bescheidenen Berliner Droschke ent schlüpfen. Felix rieth, in der Friedrichsstadt zu bleiben. „Denn,“ sagte er, „wenn auch die Friedrichsstadt weniger Berlin oder eine Stadt zu nennen ist, als die Königsstadt, so lebt man doch dort bequemer. Die Wirthinnen sind daselbst weniger steif, weniger ernsthaft und nachsichtiger, als in der Königsstadt, und der pauvre „Chambregarnist“ kann sich dort eine bessere Haltung geben, als hier.“ Demnach blieb man in der Friedrichsstadt, jedoch separirt.

In einem Café unter den Linden trafen die Freunde wieder zusammen. Welche Café's diese Berliner! Alles in ihnen ist dürftig, uncivilisirt. Ein enges, unbequemes Sopha, einige Rohrstühle, ein Billard, ein Domino — das ist das Ameublement! Dazu denke man sich den Luxus der Wände: üppige Oelgemälde, wohl auch Lustres, seidene Klingelschnüre u. dergl. m., und man wird ungefähr eine Vorstellung von diesen abgeschmackten Instituten bekommen. Auf dem marmorirten Tische liegt das Intelligenzblatt. Mit wahrer Rührung ward es von Felix begrüßt. Und doch kam es ihm so fremd vor. Ach, auch das Intelligenzblatt hatte seine Form verändert. Aus der bescheidenen Raupe in Quart war ein grotesk-lächerlicher Schmetterling in Royalsfolio geworden. Wo ist der Ovid, der diese Metamorphose besingt? Durste Beranger die Metamorphose seiner Chansons besingen, so darf man wohl mit viel größerem Rechte diese Intelligenzblatt-Metamorphose besingen. Denn wer hat mehr dem Allgemeinen genügt: Beranger mit seinen Chansons, oder das Intelligenzblatt mit seinen reizenden Annoncen und Notificationen, die nach Weißbier und Cigarren, nach Wiener Würsten und Sauerkohl, nach Erbsen und Ribbespeer, nach Jungl und Labisky, nach schönen und complaisanten

Damen duften? — Doch das Intelligenzblatt enthielt heut nichts Anlockendes. Berlin schien todt und ausgestorben. Die Jahreszeit war ungünstig. Und so entschied man sich für's Ballet. Denn heut konnte nichts Besseres vorgenommen werden. Man war von der Reise erschöpft.

Die Theaterstunde beschloß man in einer Bierkneipe zu erwarten.

„Ich will hören und sprechen“, sagte hier Andreas, „nichts sehen, weder das Museum, noch die Kirchen, Garnisonen, öffentlichen Plätze, Sehenswürdigkeiten u. s. w. Ich bin schon wie zu Hause. Berlin erscheint mir, wenigstens was das Straßen- und öffentliche Leben betrifft, wie irgend eine norddeutsche Residenzstadt, in höchster Potenz.“

„Sie haben gewissermaßen Recht“, erwiderte Felix. „Hier in der Friedrichsstadt bewegen sich nur die langweiligen Kategorien der Gesellschaft. Hierher verläuft sich das eigentliche Volk selten. Berlin ist interessant in seinen Frauen und Proletariern. Darum müssen Sie die Märkte, die Tanzböden, die Damensoiréen, das Voigtland, die Keller und die Schnapskneipen besuchen.“

Andreas war damit einverstanden. Felix hatte schnell mehrere Freunde versammelt, denn er konnte sich nur in der Gesellschaft Mehrerer amüsiren. Die berliner Freunde wollten den Eindruck beobachten, den Berlin auf Andreas nach ihrer Meinung machen würde. Sie wunderten sich über Andreas' scheinbare Gleichgiltigkeit.

„Es ist gut für Dich, daß Du hier bist, Andreas“, sagten die Berliner, „Du wirst hier einige Kultur gewinnen. Kannst Du Dich hier finden?“

„Als ob es bei Euch anders wäre, als daheim“, sagte Andreas; „nur mehr Menschen, bessere Häuser, schönere Straßen. — Der Kleinstädter weiß eben nicht, daß dies die Sache schon wesentlich verändert.“

„Ja, ja! Du bist der Alte, wie vor Jahren, der Alles im absoluten Begriff schon erfaßt hat, der Paris und London, Neu-York und Mexiko nicht zu sehen braucht und es doch kennt“, lachten die Berliner. „Na, warte nur, jetzt haben wir Dich hier und wollen Dir schon aus dem Traume helfen.“

Man beschloß zu flaniren. Auf den Stra-

ßen fand man das ordinäre Sonntagspublikum. Nur am Museum schien sich ein interessanterer Menschenhaufen zu tummeln. Hier standen Arbeiter, Schusterjungen, Grisetten unter behandschuhten Sonntagspflistern und begafften die Riß'sche Amazonengruppe.

Die Amazonengruppe ist das Schönste, was man sehen kann; sie ist bis in die geringste Einzelheit ein Meisterstück. Welch großartige Kraft und leidenschaftliche Todesangst ist in der ganzen Haltung des Pferdes ausgedrückt! Jedes Glied, jede Ader, jedes Gelenk ist straff, feurig, todesmuthig, schön. Jede Sehne des Amazonenpferdes ist in der höchsten Spannung, während eingefleischt an ihm das scheußliche Ungethüm hängt. Die Amazone ist erhaben und einfach. Ihre ganze Gestalt drückt das Genie des Kampfes aus. Das stolze Selbstbewußtsein der Siegerin beherrscht sie. Mit leidenschaftlicher Ruhe wirft sie den tödtlichen Speer. Ihre Anstrengung ist nicht übermäßig; durch dieselbe entwickelt sich vielmehr erst ihre elastische Gestalt. Hätte man die Riß'sche Amazonengruppe aufgestellt, da wo die Fontaine sprudelt, Niemand würde das stolze Gebäude beachten, an das sie jetzt, wie der gefesselte Prometheus an seinen Felsen, angeschmiedet ist. —

Unter dem Beschauen war die Theaterstunde gekommen. Man begab sich in's Opernhaus. In der Halle fand man einige Hundert Menschen beiderlei Geschlechts, die Queue machten. Andreas wollte eindringen, um an der Kasse als Palme des Kampfes einen bunten Papierstreifen zu erringen. — da packte ihn ein Gendarme und warf ihn mit einem fürchterlichen „Zurück!“ unter die geduldige Menge. Für seine Geduld und sein Geld noch so behandelt zu werden, war dem Andreas zu viel. Er fragte, was das heißen solle, und der Herr Gendarme war so gütig, ihn zu belehren, daß er noch eine halbe Stunde warten müsse, nach deren Ablauf er, sobald die Reihe an ihn kommen würde, eintreten dürfe. Andreas wollte stürmisch das Opernhaus verlassen und sprach von „ins Freie gehen und das Volk sehen.“ Felix aber bedeutete ihm, daß man am Sonntag Abend der zahlreichen Polizeiofficianten wegen im Thiergarten nicht rauchen könne und das Volk an diesem Tage überall und nirgends sehe. Andreas ließ sich beschwichtigen. — Nach

Ablauf der halben Stunde wurde die Thür endlich geöffnet, zwei Gendarmen theilten den Menschenhaufen mit ihren Händen in Quarré's von je sechszehn Personen ab, und nun avancirten in gehörigen Intervallen die einzelnen Quarré's nach dem Commando der Herren Gendarmen, faßten vor der Kasse Posto, schwenkten reihenweise ab, und hier bekam schließlich der Einzelne sein Billet.

O, sie sind ein sanftes, gutes Volk, die Berliner. Ein Wink der Gendarmen genügt, sie im Zaum zu halten.

1. Die alte Bekannte.

Um dieselbe Zeit stand in einem Zimmer der Belletage eines Hauses in der L..... Straße eine elegante, weibliche Gestalt am Fenster und starrte gedankenlos durch ein goldnes Lorgnon die Pflastersteine an.

„Ob er wohl kommen wird?“ lächelte sie, „und wenn er kommt, ob er wohl hier vorbeifahren wird?“

Sie wandte den Kopf und betrachtete sich im Spiegel. Es war ein hübsches, frisches Mädchen von höchstens neunzehn Jahren. Sie trug das üppige Haar nach der damaligen Mode gewellt, was ihrer ausdrucksvollen Stirn einen plastischen Charakter gab. Ihre Physiognomie war sonst nachlässig. Sie glitt auf ein Tabouret herab, faßte eine seidene Schnur und schellte.

Das Kammermädchen trat ein.

„Lucy,“ sagte das Fräulein, „ich will ein Briefchen schreiben. Gib mir das Nöthige. Franz soll sich bereit halten, um das Billet auf die Stadtpost zu tragen.“

Lucy gehorchte und das Fräulein schrieb:

„Lieber Felix!

Ich gestatte keinen Aufschub der Sache. Sie schreiben mir neulich, daß Sie tausend Vorurtheile besiegt hätten und menschlicher geworden wären. Wohlan! ich bin erfreut, wenn die Philosophie mit eiserner Consequenz das Bewußtsein des Mannes umgekehrt hat. Bei mir hat das eigenthümliche Genie des Weibes dasselbe gethan. Auch meine Vorurtheile sind in Dunst zerronnen. Doch fühl' ich mich nichtsdestoweniger unfrei. Erklären Sie mir die Pietät, das natürlich sittliche Verhältniß zwischen Vater und Tochter, vermöge

dessen die letztere sich ihrer Freiheit zu Gunsten des erstern entäußert. Ich denke darüber verworren, unklar. Die Sache ist von Wichtigkeit. Und warum kommen Sie nicht eilig zu der, die Sie liebten und von der Sie noch geliebt werden? Ich sage Ihnen diesmal keine Grobheit, weil ich mich schwach fühle.

Julie.“

In diesem Augenblick hielt vor dem Hause ein Wagen. Julie lief an das Fenster. Sie erkannte den Mann in der Uniform, der mit einem Fluche ausstieg. Schnell faßte sie den Brief, siegelte ihn und gab ihn der Lucy mit einem hastigen Winke.

Lucy schlüpfte durch den Corridor, als sie von zwei kräftigen Armen aufgehalten wurde, die sich schmeichelnd um ihren Nacken legten.

„Ah, Sie sind es, Herr Graf! lassen Sie mich, ich will schnell einen Brief besorgen.“

„Halt, schönes Kind,“ entgegnete der Graf, „von wem kommt der Brief — und an wen?“

„Den Brief hat Fräulein Julie geschrieben...“

Der Graf hatte ihr den Brief entziffen und las die Adresse...

„Ha! an Herrn Felix. — Wer ist diese Person?“

„Das weiß ich nicht, Herr Graf.“

„Laß sehen! Es ist mir zwar gleichgiltig, an wen Julie schreibt, indessen will ich doch sehen, wie wir Beide zusammen stehen.“

Der Graf las.

„Ah, die Philosophie!“ sprach er knarrend... „aber halt! was steht da? von der Sie noch geliebt werden.“ — Vortrefflich! Lucy, gib mir eine Bleifeder. — So, da! warten Sie, mein Herr Felix.“

Der Graf schrieb flüchtig unter den Brief die Worte:

„Mein Herr Felix!

Der Verlobte der Verfasserin dieses Briefes grüßt Sie unbekanntermassen und wünscht gleichfalls Sie zu sprechen. Bemühen Sie sich deshalb morgen um 11 Uhr zu Stehely, wo Sie mich im zweiten Zimmer links vom Eingang am Tische nächst dem Ofen finden werden.

Graf Edwin.“

Er legte darauf den Brief ruhig zusammen,

und Lucy versprach denselben von Neuem zu siegeln und dann zu besorgen. — —

Julie war gegen den Grafen weniger kalt, als gewöhnlich, ja, sie behandelte ihn fast artig und zuvorkommend. Der Graf durchschaute dieses Benehmen, verhielt sich aber neutral.

„Fräulein Julie,“ sagte der Graf, „ich weiß wohl, Sie sind nicht religiös, und doch möchte ich Sie um Etwas bitten, was für mich ein religiöses Interesse hat. Ich feiere morgen durch Buße und Selbsterbauung den Todestag meiner seligen Frau Mutter. Es würde mich bei dieser erhebenden Feier beruhigen und beglücken, wenn ich wüßte, daß Sie meinetwegen für diesen Tag der Welt und ihren Freuden entsagten. Versprechen Sie mir, morgen nicht auszugehen und keine Besuche zu empfangen.“

„Das kann und mag ich nicht versprechen,“ erwiderte Julie.

„Und warum nicht?“

„Weil es für das Angedenken Ihrer verstorbenen Frau Mutter höchst gleichgiltig ist, ob Sie oder ich an ihrem Todestage Etwas thun oder unterlassen, und weil Sie dadurch vielmehr das Angedenken derselben beschimpfen würden, wenn Sie mich zwingen wollten, eine Feier zu begehen, die für mich etwas Abgeschmacktes ist.“

„Sie sind eine Atheistin, das wußt' ich längst.“

„Ich thue nur, was jeder Mensch thun sollte. Ich lasse meinen Willen nicht durch etwas Außerliches bestimmen. Ich dulde keinen Zwang, am wenigsten den der Gesinnung.“

„Aber kann Ihre Philosophie Ihrer Liebe kein Opfer bringen?“

„Reden Sie nicht von Liebe; das ist eine lächerliche Phrase in Ihrem Munde und unter uns.“

„Wohlán, ich werde mit dem Herrn Geheimrath sprechen. Leben Sie wohl.“

Als der Graf die Thür geschlossen hatte, warf sich Julie auf das Sopha und ein Thränenstrom übergieß ihren schönen Nacken. Sie fühlte lebhaft ihre kindische Schwäche. Sie hatte sich zwar von tausend Vorurtheilen emancipirt und ahnte schon allmählig die vollendete Schönheit der ächten Menschlichkeit; aber gerade in dem Punkte, wo es ankam, frel zu handeln, in der Collision

mit der Eitelkeit, Schwachheit und sublimirten Tyrannei ihres Vaters war sie verzagt und schwach wie ein Kind. Aller Muth verließ sie in denjenigen Verhältnissen, die sie Pietät und natürlich sittliche Verhältnisse nannte. —

Während bittere Gefühle Juliens Gemüth bestürmten, klatschten unsere Freunde im Opernhause der Tänzerin Beifall, die soeben zum zweiten Male die Cracovienne beendet hatte.

Welch' poetischer Tanz, dieser Cracovia! — Bald keck, bald mild, bald stürmisch, bald schmeichlerisch sanft tanzt, hüpfst, springt und marschirt das wilde Polenmädchen in blitz-schnellen Wendungen vor den Augen der Freunde. Doch diese Cracovienne war auch fast Alles, was den Freunden am ganzen Ballet gefiel, die kunstreiche Mimik zweier Gauner ausgenommen, die allerlei Spitzbuben-Situationen vortrefflich darstellten.

Die Freunde verließen das Opernhaus in unbehaglicher Stimmung. „Welch steifes, todtes und langweiliges Theaterpublikum!“ rief Andreas. „Sie langweilen mich, diese übersättigten Mienen der Berliner. Sie haben keine Ahnung von dem Geist, der so gewaltig die Menschheit im tiefsten Innern aufwühlt. Sie kennen nur den Sinnen-taumel. Ach, es ist schön zu taumeln und zu genießen, nachdem die Arbeit uns erschöpft hat; aber Ihr arbeitet nie, Ihr verzehrt Euch im Genuß, er belebt Euch nicht zu erhöhter Thätigkeit. — Es graut Einem, wenn man die langen, regungslosen Menschenreihen im Parquet sieht, die mechanisch die Augengläser an- und absetzen. Das ganze Publikum scheint von einer wahnsinnigen Ernsthaftigkeit befallen zu sein. Die Damen sehen schlafblöde aus und schauen unablässig auf das Proscenium. Nirgends jene bewegliche Koketterie, jenes süße, leidenschaftliche Augenspiel. Die Uebrigen scheinen gänzlich zu schlafen. Das sind gar keine lebendigen Gestalten, es sind gemalte Figuren, sprach- und regungslose Puppen, die man dort hingesezt hat, um die leeren Bänke zu füllen und der akustischen Wirkung wegen den Schall zu brechen und zu dämpfen. — Das zuschauende Publikum muß der Zunder sein, der sich von dem glühenden Funken des Witzes und Genie's bereitwillig entzünden läßt und das empfangene Feuer gleichmäßig nach allen Seiten hin fortpflanzt. Ein Publikum wie das von

vorhin, dem das Talent zu hören und zu sehen, mit einem Worte die dichterische Empfänglichkeit fehlt, läßt sich höchstens stellenweise electrifiziren und kugeln.

„Bedenken Sie doch,“ entgegnete Felix, „daß Sie ein abgedroschenes französisches Lustspiel und ein abgedroschenes deutsches Ballet sehen. Wie können Sie von dem blasirten berliner Sonntagspublikum, das diese Stücke schon so oft gesehen hat und nur aus Langeweile das Theater besucht, verlangen, daß es aufgeweckt und lebendig sein soll!“

„Doch aufgeschaut! So eben huschte an der Rampe ein schlankgewachsenes Mädchen mit glänzenden Augen vorbei. Sehen Sie den mattgrünen Capuchon? Das ist die, welche ich meine. Lassen Sie uns ihr folgen.“

Dagegen sträubte sich Andreas' kleinstädtische Prüderie.

„Ist das nicht ein Unrecht, eine indirecte Beleidigung, die wir einem unbekanntem Mädchen anthun, wenn wir ihrer Fährte folgen?“

„Nein,“ erwiderte Felix, „denn entweder läßt sie sich gern agaciren, und dann wird sie die ganze Kletterie der flanirenden Damen entwickeln, oder sie will nicht von Männern verfolgt werden. Im letztern Falle mag sie nur ruhig weitergehen und abwarten, ob man ein Attentat auf ihre persönliche Freiheit unternimmt, das sie durch eine ordentliche Grobheit leicht abwehren kann. Ein Mädchen freilich, das nach den unsinnigen Maximen der gewöhnlichen Erziehung stets wie eine Puppe behandelt und als ein Spielball der Männer zu nichts weiter, als zur Heirath erzogen worden ist und welches täglich die Erfahrung macht, daß es von Müttern, Tanten, Basen und Freundinnen wie ein gutes Stück Waare der Männerwelt ausgestellt und für den Courspreis feilgehalten und losgeschlagen wird, muß alles Selbstvertrauen, alles Selbstbewußtsein der persönlichen Freiheit verlieren. Die ganze Erziehung eines solchen armen Kindes ist ein Avilirungssystem, welches damit schließt, daß das arme Geschöpf dem ersten besten, d. h. dem schlechtesten, aber reichsten Manne verkauft wird. Ein solches Mädchen wird freilich selten die Probe bestehen; kaum die der Leidenschaft, welche auf der Straße ihre Befriedigung sucht.“

Felix hatte das Mädchen erreicht.

„Guten Abend, schönes Kind. Wie doch unsere jungen Herren gleichgiltig gegen schöne Damen sind! Nicht einmal die Langeweile der Straßen verkürzen sie denselben durch eine gute Unterhaltung. Lassen Sie mich diesen Fehler gut machen.“

Das Mädchen wandte schnell den Kopf nach dem Sprecher. Ein Laut der Verwunderung entschlüpfte ihren Lippen, dann spielte ein Lächeln um ihren Mund, sie ergriff Felix' Hand und sagte: „Sieh' da, ein alter Bekannter!“

„Was, eine alte Bekannte?“ fragte Felix stotternd

„Ei ja wohl! Kennen Sie nicht mehr die Therese, Ihre alte Freundin?“

„Wie sollt' ich Sie nicht mehr kennen! Lassen Sie sich umarmen.“ Und Felix umarmte Therese auf offener Straße in der Abenddämmerung. Die Freunde schlugen ein Gelächter auf.

„Es ist nichts,“ sagte Felix, „ich habe eine alte Bekannte gefunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Paris im November 1843.

(Fortsetzung.)

So macht Jules Janin dort seine beliebigen Parlekingsprünge und hat so namentlich seit einem Jahre der Mlle. Rachel den unerbittlichsten Krieg erklärt, sowie der musikalische Feuilletonist Berlioz jeden Augenblick der Mlle. Bertin, Tochter des Eigenthümers, als großer Componistin, seinem Contracte nachkommend, der ihm unter dieser Bedingung das Feuilleton eingeräumt, schmeicheln muß; aber weder Janins ernste oder ironische Angriffe in dem bedeutendsten französischen Blatte haben auch nur an einem Darstellungsabend einen Sous von den ungemainen Einnahmen, welche Mlle. Rachel dem Théâtre français verschafft, gestrichen, noch ihre Salons um einen ausgezeichneten Besucher gemindert, noch hat Berlioz die Wiederaufführung der durchgefallenen Oper der Mlle. Bertin durchsetzen können. — Von dem, was noch auffälliger in dieser Hinsicht in Bezug auf das Théâtre le Gymnase vorgeht, davon unten. Es machen sich, wiewohl hier weniger als in anderen Ländern, oft Revolutionen und Modificationen in der Kunststrichtung und dem Geschmack des Publikums bemerklich, aber sie gehen

immer aus dessen eigener Mitte und ganz unabhängig von der Literatur und namentlich der Kritik hervor; einmal in Folge der allgemeinen politischen und socialen Ereignisse und Bewegungen, in Folge des herrschenden Centralregierungs-systems, sei es bestimmt durch diese oder als Reaction gegen sie, ein ander Mal in Folge einer bedeutenden neuen Schöpfung, dann wieder durch einen ausgezeichneten und genialen neuen Darsteller, vorausgesetzt, daß beide letztere eine bereits vorhandene Saite und Faser im Herzen der Gesellschaft zuerst in Schwung und Klang bringen, wie denn z. B. Mlle. Rachel einen Monat nach ihrem ersten Auftreten schon die von den Romantikern in den Staub getretene Fahne Racine's und Corneille's, die lange Zeit vor ihr keine würdigen Vertreter gefunden, siegreich emporhob, und der Partei Victor-Hugo's, den Partisanen Englands, Deutschlands und Spaniens, gewissermaßen wie eine andere Jeanne d'Arc, die empfindlichsten Niederlagen beibrachte, welche die zu Gunsten des Classicismus geführte, so heftige kritische Polemik herbeizuführen durchaus unmöglich gewesen war. Bei dieser Nothwendigkeit für die französische dramatische Kritik, sich beständig von den Geschmacksrichtungen des Publikums in Kenntniß zu erhalten, mischt sich keine Gattung der französischen Schriftsteller so in die feine Gesellschaft, als die Feuilletonisten, und wäre es auch nur in den Foyers der größeren Theater, wo meist in den Zwischenacten unter ihnen und den „Lions“, die von einer Loge zur andern eilen, bei neuen, in der Spätsaison erst auf die Bühne gebrachten Stücken das öffentlich zu machende Urtheil entschieden wird. Dann haben zwei oder drei Feuilletonisten bei ihren Kollegen das Ansehen, mit dem richtigsten Takt die Meinung des Publikums und den dadurch bedingten Werth einer Schöpfung herauszufühlen und am geistreichsten zu motiviren. Die übrigen begnügen sich daher am Tage nach der ersten Darstellung mit einer kurzen Analyse und warten das Erscheinen der Feuilletons jener Koryphäen ab, um ihre ausführlichere Kritik danach zu bestimmen. Aus allen diesen Umständen erklärt sich zur Genüge die auffallende und seltsame Einstimmigkeit des Urtheils in den Feuilletons der Blätter aller Parteien über neue dramatische Productionen. Die beiden Feuilletonisten, die den Hauptton ihrer Kollegen angeben, sind, da sie nicht zeichnen, dem Auslande völlig unbekannt. Es sind die Herren Rolle für die radicalistischen und Merle für die legitimistischen Blätter. Auch der phantasiereiche Theophile Gauthier in der „Presse“ gehört zu ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig im November 1843.

(Fortsetzung.)

Ein Hauptgrund jener einreisenden Unwissenschaftlichkeit, wie sie sich nicht nur in Leipzig, wenn auch da ge-

rade sehr stark, sondern auch auf andern Universitäten zeigt, finden wir, wie schon erwähnt wurde, in der Einmischung und Einwirkung der Staatsgewalt auf die freie Gestaltung der Universitäten. Es ist schon oft ausgesprochen, aber es muß — die traurigsten Erfahrungen zwingen dazu — immer und immer wiederholt werden, daß auf Universitäten nicht Kenntnisse eingesammelt werden sollen, sondern die Gesamtheit der Erkenntniß soll dargestellt, die Idee der Wissenschaft soll in den Köpfen der Jünglinge erweckt, ihre Herrschaft über sie begründet, sie sollen daran gewöhnt werden, alles Einzelne in einen großen Zusammenhang zu bringen in steter Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, damit sie in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden lernen. Nur dadurch wird das Vermögen geweckt, selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen; und wenn dieses sich in der Jugend nicht ausbildet — dann faßt der blinde Autoritätsglauben festen Fuß und an einen Fortschritt, an eine Weiterbewegung des geistigen Lebens ist nicht zu denken. Und auf solch ein trauriges Ziel arbeiten die Maßregeln der Regierung hin. Die Absichten mögen wohlwollend sein — der Erfolg kann nur als ein höchst unheilvoller erscheinen. Man scheint den Bahn recht geflissentlich nähren zu wollen, welchen Viele aus dem elterlichen Hause mitbringen, als seien die Universitäten Anstalten behufs Schulung der Jugend zum Staatsdienste, als studire man nur, um sich vorzubereiten zur einstigen Verwaltung dieses oder jenes Amtes, wie der Handwerker, der in die Lehre geschickt wird. Da wird denn den jungen Leuten vorgeschrieben, welche Collegia und in welcher Zeitfrist sie gehört werden müssen, und es wird sorgsam darüber gewacht, daß sie dieselben hübsch fleißig besuchen. Da begnügt man sich bei dem angestellten Staatsexamen nicht damit, daß der Examinand in den einzelnen Fächern seines Wissens tüchtig befunden werde, sondern man verlangt, daß er gerade auf demjenigen Wege zu diesem Wissen gelangt sei, der ihm von Staatswegen vorgeschrieben ist. Mich deucht doch, daß — einmal ganz abgesehen von dem Nachtheil, welchen die Wissenschaft an und für sich durch jenen Zwang erleidet — es dem Staate ziemlich gleichgültig sein könne, woher und auf welche Weise Jemand Kenntnisse erlangt habe, wenn er sie nur hat. Und über dieses Haben sich zu unterrichten, dazu sind ja eben die Examina da. Man glaubt vielleicht, daß dieselben in ihrer jetzigen Beschaffenheit nicht hinreichend seien, den Grad der wissenschaftlichen Bildung des Examinanden genau zu erforschen. Ich glaube es selbst. Aber warum macht man sie nicht strenger, unterwirft den Studirenden nicht in jedem einzelnen Fache des Wissens einer ganz genauen und sorgfältigen Prüfung? Hat man etwa dadurch, daß man weiß, derselbe habe dies oder jenes Collegium bei dem oder jenem Professor besucht, schon die Garantie in Händen, daß er den Gegenstand wirklich erfaßt, erkannt und in sich aufgenommen habe? Kann man bei der sorgfältigsten Ueberwachung des Collegienbesuchs auch darüber wachen,

daß der Geist und nicht nur der Körper im Collegium gegenwärtig ist? Macht man die akademische Freiheit, welche hauptsächlich mit auf der Selbstbestimmung des Weges zur Erkenntniß beruht, nicht zu einem leeren Schattenbilde, wenn man den Studirenden von dem oder jenem Professor, der gerade dies oder jenes Collegium liebt, abhängig macht und ihn zwingt, wohl oder übel bei demselben zu hören, wenn auch dessen ganze Lehrmethode ihn anwidert und er sich bewußt ist, auf anderem Wege, z. B. durch Bücher, auf eine anziehendere, weniger Zeit und Geld kostende Weise zu demselben Re-

sultat zu gelangen? Und verführt man hierdurch nicht manche Professoren selbst zum trägen Stillstand, indem für sie keine Anstrengung, kein besonderer Wettstreit notwendig erscheint, um sich das Vertrauen oder wenigstens die Zahl ihrer Zuhörer zu erhalten. Daher kommt es, daß wir so viele akademische Lehrer haben, welche Jahr aus Jahr ein dasselbe Heft ablesen, wie Wanduhren, die sich stets in demselben traurigen Takt vernehmen lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

Aus Gotha schreibt man uns: Gesangvereine und Liedertafeln lassen in unseren Mauern fröhlich ihre Weisen erschallen, ziehen in geselligem Vereine auf die nahen Berge und versammeln bei Liederfesten Gleichgestimmte aus der Nähe und Ferne zu heiterem Bunde. Verschiedene gesellschaftliche Vereine bieten jederzeit durchreisenden Künstlern die Hand, sich hier hören zu lassen, wenn ihnen ein freundliches Entgegenkommen werthvoller ist, als reichlicher Gewinn, welchen die Cassen solcher Vereine in einer Mittelstadt, wie Gotha, nicht gewähren können. Jetzt zu den Concertgenüssen, welche uns seit dem Beginn dieses Winters zu Theil geworden sind.

Zuerst veranstaltete der Pianist Krüger aus Stuttgart mit den bairischen Kammermusikern, dem Violinisten und dem Hornisten Moralt, ein Concert um die Zeit des Jahreswechsels. Sehr spärliche Einnahme bei reichlichem Beifall! Die Gebrüder Moralt sind, wenn auch nicht ganz ausgezeichnete, doch recht brave Virtuosen, und Pianist Krüger ein junger, talentvoller Mann, der bei Bravour und Sicherheit besonders durch guten Anschlag und angenehmen Vortrag sich auszeichnet.

Musikalische Genüsse bietet ferner der Erbprinz, da er in Soiréen allsonnabendlich dem gebildetsten Theil des Publikums fremde und einheimische Künstlerleistungen zu Gehör bringt.

Endlich hatten wir ein gleichfalls auf Veranlassung des Erbprinzen arrangirtes öffentliches Concert, welches zum Besten der Armen in dem für derartige Musikaufführungen besonders geeigneten Hoftheater am 18. Jan. stattfand. Es spielten Liszt, Prume und der erwähnte Pianist Krüger. Zur Einleitung wurde Beethovens Pastoral-Symphonie und zum Schlusse eine vom Erbprinzen componirte Cantate: Arnolds „Immer Liebe“, für zwei Solostimmen mit Chor und Orchester, ausgeführt. Die Direction der Musik hatten Kapellmeister Liszt und Kammervirtuos Ernst Lampert; zugleich wirkten der hie-

sige, zu wohlthätigen Zwecken jederzeit seine schätzbaren Mittel gewährende Gesangverein, die Hofkapelle und ein Theil des herzogl. Hoftheater-Gesangpersonals. So begeistert die herrliche Symphonie aufgenommen wurde, so sehr gefiel auch die Cantate. Liszt spielte das bekannte Concertstück von C. M. v. Weber; mit Krüger: Variationen über Thema's aus den „Hugenotten“ zu 4 Händen von Pixis und die gleichfalls bekannte, von ihm selbst componirte Fantasie über Thema's aus der „Nachtwandlerin“ in gewohnter Weise; Prume sein Concert héroique und seine Mélancolie. 50.

Ein seltener Weinstock, vielleicht der größte in der Welt, ist der vor vierzig Jahren gepflanzte am sogenannten Cumberland-Häuschen im Windsor-Park. Er ist gegenwärtig 138 Fuß hoch und 16 Fuß breit, und trug im vor. Jahre 2354 Trauben, im Durchschnitt jede 1 Pfd. schwer. Die Qualität ist so vortrefflich, daß der Ertrag ausschließlich für Königin Victoria und Prinz Albert zur Traubenkur bestimmt ist. Letzterer schneidet die Trauben eigenhändig ab. 4.

A n k ü n d i g u n g .

Unterzeichneter setzt deutsche Theater-Directionen in Kenntniß, daß die von ihm nach Roger und Baeh in's Deutsche übersehte dreiactige komische Oper: Don Pasquale von Donizetti — am 3. Januar d. J. zum ersten Male in der italienischen Oper gegeben und seitdem eine Lieblingsoper der Pariser — bei ihm zu beziehen ist. Darauf Reflectirende erhalten den in Paris gestochenen, zum Dirigiren eingerichteten Clavierauszug mit unterlegtem deutschen Texte, die gestochenen Orchesterstimmen, das vollständige Buch, die Costümes-Blätter und Mise-en-scène zu einem sehr annehmbaren Preise.

Karl Gollmic
in Frankfurt a. M.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.